



Foto: privat

Das bewahrte Geheimnis Laudatio auf Ulrich Koch

zur erstmaligen Verleihung des Förderpreises des Stuttgarter Schriftstellerhauses
am 24. April 2007

Weißt du, was wir vergessen haben?

Wir haben vergessen, was unser Geheimnis war.

Jetzt weiß es jeder.

Von Susanne Stephan Das ist völlig unlogisch. Das ist völlig einleuchtend. Wir befinden uns mitten in einem Gedicht, dem Gedicht „Der Mann mit Hund“ von Ulrich Koch. Eines von vielen Gedichten, die dem großen, offenliegenden Geheimnis – das natürlich kein Geheimnis mehr ist, wenn es jeder kennt – die vielen kleinen Geheimnisse abtrotzen, bislang unbekannt oder halb vergessen, oder: die uns an unser eigenes Geheimnis erinnern und daran, es ja nicht zu vergessen – was noch schlimmer klingt als: es zu verraten –, also: die grundsätzliche Geheimnisbereitschaft nicht abzulegen.

Den Namen Ulrich Koch kannte keiner von uns Juroren für die Aufenthaltsstipendien im Stuttgarter Schrift-

stellerhaus, aber wir waren uns schnell einig: Von den knapp 130 Bewerbungen war seine die stärkste Einsendung, die uns nicht nur förderungs-, sondern sogar förderpreiswürdig erschien.

Das Besondere an den Gedichten von Ulrich Koch, so fanden wir, ist ihre überraschende, „Augen öffnende“ Bildlichkeit – und ihr Eigensinn und ihre Eigenständigkeit. Mir fiel kein Lyriker zum Vergleich ein, die Gedichte klangen nicht modisch, nicht nach einer lyrischen Schule. Am ehesten, dachte ich, könnte man ihn mit dem amerikanischen Lyriker Charles Simic in Verbindung bringen, mit dessen real-surrealer Bildsprache, die von einem quasi-alltäglichen Setting auf eine metaphorische, metaphysische Ebene entführt, ohne dass die Bilder ganz aufzuschlüsseln sind – wie in dem Gedicht „Der Bäcker“:

**Wenn sein Hund mit der menschlichen Stimme
das erste Selbstgespräch beginnt,
steht er schon in seinem kleinen Laden, vom Mehl
bestäubt, ein Mann von drei Zentnern
mit offenen Beinen. Die Eistruhe
beheizt den Raum.**

**Im alten Wohnwagen hinterm Haus
wohnt von Mai bis Dezember eine Handvoll Gänse.
Abends trägt er seine Mutter nach oben
ins schlaflose Bett.
Neben dem Wohnwagen steht ein verrosteter
Betonmischer
wie eine Lostrommel
für vergangenes Glück.**

In einem anderen Gedicht gibt es einen „Rektor am Institut für erfolgloses Schreiben“, der aus einem „wieder überlaufenen Seminar“ in ein trostloses Zuhause kommt, wo seine Frau auf einen kollabierenden Fernseher starrt und seine beiden Kinder Brei löffeln, wobei die Löffel auf dem Teller klingeln – das hört er, und er hört den Regen oder auch nicht, denn der Regen ist „fast lautlos./ Als liefen Katzen/ durchs dunkle Treppenhaus“. Aber Inhaltsangaben von Gedichten sollte man sich eigentlich verbieten.

Lyriker sind sicher, wie es in Kochs Gedicht „Halb Morgen, halb Gebet“ heißt, „Strippenzieher der Leere,/ Jasager des Schmerzes,/ Schwarzarbeiter des Glücks“.

Es stellte sich heraus, dass Ulrich Koch, der 1966 in Winsen an der Luhe geboren wurde und heute in Radenbeck bei Lüneburg lebt, in seinem Leben eine baden-württembergische Phase hatte: Studienjahre in Freiburg, auf Empfehlung von Martin Walser ein Auftritt beim Freiburger Literaturgespräch, gefolgt von weiteren Lesungen und Stipendien. 1995 erschien sein erster Gedichtband *Weiß ich* im Residenz Verlag, 1998 der zweite Band *Auf mir, auf dir*. Wir erfuhren, dass dann eine Schreibpause oder Schreibkrise folgte, dazu Existenzsorgen. Dass er aber vor etwa zwei Jahren wieder mit dem Schreiben angefangen hat und seitdem Gedichte entstehen, die – so unser Eindruck von den Manuskriptproben – das Merkmal des wirklich Notwendigen und nicht Herbei-Gezwungenen tragen. Überhaupt hält Ulrich Koch seine „Erfahrungen in der Arbeitswelt“ – Nachtdienst in einem Altersheim, Arbeit auf dem Bau und in einem Callcenter, zur Zeit: in der Personalvermittlung für einen Pflegedienst – für viel wichtiger als die Einblicke in den Literaturbetrieb.

Ende der Nachtschicht

**Ein ehemaliger Melker
zapft das Bier**

**Wir schlafen
im Stehn
still wie Milch**

Vielleicht können nur in einer Situation, in der Gedichte „notwendig“ sind, Verse entstehen wie die eingangs zitierten. Wie soll jeder unser Geheimnis kennen, wenn wir selbst vergessen haben, wovon es dabei geht? Wer hat da nicht Assoziationen an eigene, vielleicht schmerzlich erfahrene Besonderheiten, an Gedankenspinne, die man irgendwann aufgehoben sah im großen Allgemeinen. Aber: „Nichts ist selbstverständlich, wir haben uns nur an manches gewöhnt“, lautet ein Notat des

Lyrikers Rainer Malkowski, mit dem sich Ulrich Koch sehr verbunden fühlte und mit dem er kurz vor dessen Tod einen kleinen Briefwechsel führte.

„Geheim“ bedeutete ursprünglich: zum Haus gehörend, zur persönlichen Sphäre. Diesen Gegenpol zu Generalisierung und Konvention meint auch der Frühromantiker Novalis, wenn er postuliert: „Je persönlicher, lokaler, temporeller ein Gedicht ist, desto näher steht es dem Centro der Poesie.“ Guten Gedichten gelingt es, uns wieder an unser Geheimnis zu erinnern beziehungsweise daran, nicht zu vergessen, dass es eines gibt oder: viele! Sie leisten sozusagen eine wunderbare Geheimnisvermehrung, von denen sich der Einzelne nährt.

Geheimnisse – die besonderen, individuellen – gedeihen besonders gut dort, wo die Sprache etwas anders als üblich behandelt wird. Wo kleine Verschiebungen entstehen, gewohnte Assoziations-Ketten aufreißen. Wo Verse uns packen und woanders wieder absetzen. Lars Gustafsson spricht in seinen Tübinger Poetik-Vorlesungen von „tragenden Metaphern“, die tragen wie Eis, egal, was darunterliegt. „Man kann Metaphern in Frage stellen, aber kaum verneinen“, bemerkt er, und: „Die tragenden Metaphern verschaffen uns keine neuen Kenntnisse. Sie machen etwas mit der Kenntnis, die wir bereits haben.“

Von Gedichten sollte man also keine neuen Erkenntnisse über die Welt erwarten, jedenfalls keine faktischen. Eher eine Erkenntnis über unsere Erkenntnismöglichkeiten. Einen kleinen poetischen Strom, der unsere Gedanken durchläuft und verändert zurücklässt, wie diese Zeilen aus dem Gedicht „Herbstbilder“:

**Das Bild mit dem Baum hängt schief,
und es fallen die Blätter.
Das Bild vom Meer schwankt.
Das Bild von der Mutter ist schwarzweiß.**

Im März 2007 war in der *Eßlinger Zeitung*, in der von Anna Breitenbach betreuten Serie „Frische Gedichte“, folgendes Gedicht von Ulrich Koch mit dem Titel „März“ zu lesen:

**Im Dunkel der Schränke
reifen die Sommerkleider
bis sie durchsichtig sind
und geblüht
bis sie schweben**

Diese Verse haben mich eine Zeitlang verfolgt – immer, wenn ich meinen Kleiderschrank öffnete, habe ich erwartet, dass eines der Sommerkleider, die dort drinnen wohl ein Eigenleben führen, an mir vorbei aus dem Zimmer schwebt, „sommerbereiter“ als ich.

Zu diesem Gedicht passt sehr schön Lars Gustafssons Definition des Gedichts als „Augenblicksartefakt“: „Das Gedicht kann man vielleicht als den Versuch sehen, an Stelle des nicht festzuhaltenden Augenblicks einen artifiziellen Augenblick zu schaffen, zu dem wir beliebig zurückkehren können: ein Augenblicksartefakt. [...] Das Gedicht ist eine Anordnung, mit der wir uns gegen die Nichtigkeit wehren, die uns umgibt.“

Diese „Anordnung“ erfordert eine wirkungsvolle Form. Früher sorgten feste Rhythmen und der Reim für Einprägbarkeit und Beschwörungsintensität; die heutige Lyrik findet ihre Form in der kunstvollen, die Wörter belauschenden Sprachverwendung, in der Inszenierung der Bilder und in der konzentrierten Ausleuchtung immer neu aufgefächerter, „geheimer“ Sphären des Lebens. „Wenn Gedichte glücken“, schreibt Rainer Malkowski in seinem Essay „Lyrik – Bemerkungen über eine exotische Gattung“, „erzählen sie in schwindelerregender Kürze eine unendliche Geschichte. Das macht sie zum Proviandformat unter den literarischen Formen.“

An dieser „unendlichen Geschichte“, die in einem Gedicht verborgen liegt, wirkt auch das Nicht-Ausgesprochene, Nicht-Ausgeplauderte mit, das „bewahrte Geheimnis“. In Lyrikdiskussionen ist allzu oft von den Wortfindungen, der „Behandlung des Sprachmaterials“ die Rede und zu wenig davon, auf was die Verse verweisen, was sie mit den Zeilen, zwischen den Zeilen gestalten, denn ein Gedicht, der Gedichtzauber, besteht und entsteht aus beidem: dem Gesagten und dem Ungesagten. Die Sprache kann einen zu vielem führen (oft ist nichts spannender, als sich ihr anzuvertrauen), aber das gelungene Gedicht reicht darüber hinaus. Und hier zeigt sich der Unterschied zwischen Geheimniskrämerei und hoher Zauberkunst. Auch Malkowskis „schwindelerregende Kürze“ ist eine leider nicht genug geschätzte Qualität.

Ob langes oder kurzes Gedicht, es sollte sich bei uns einschleichen mit geheimer Macht und uns ein Konzentrat sehen lassen, von dem wir uns gerne merken, wo es verwahrt ist – die folgenden Verse, deren Florett-Treffer gegen die „Nichtigkeit“ sicher Lars Gustafsson gefallen würden, finden sich in Ulrich Kochs poetologischem Gedicht „Was dachtest du nicht“:

**Was dachtest du nicht,
was Poesie sei!**

**Augenblicke,
wie Stichstraßen ans Meer.
Lichte Momente,
schwer
wie Blei.**

Alpen aus Wolken.

Und vorbei.

//

Zum Weiterlesen:

Ulrich Koch, **Weiß ich**, 1995, und **Auf mir, auf dir**, 1998, Residenz Verlag (nur antiquarisch). Neue Gedichte unter www.poetenladen.de
Lars Gustafsson, **Augenblick und Gedicht**. Tübinger Poetik-Dozentur 2005. Swiridoff Verlag, Künzelsau 2006. 65 Seiten, 10,20 Euro

Susanne Stephan, geboren 1963, lebt als Autorin in Stuttgart. Veröffentlichung von Lyrik und Kurzprosa; im August erscheint ein Band mit Gedichten zu Gartenfotografien von Franz-Josef Kretz im Neuen Kunstverlag Stuttgart. Ihre Laudatio wurde für den Abdruck leicht gekürzt.